

SVEN MARQUARDT

DIE  
NACHT IST  
LEBEN

AUTOBIOGRAPHIE

ullstein extra

»Gleiche einen jeden Gedanken durch seinen  
genauen Gegensatz aus, denn die Vermählung dieser  
beiden ist die Vernichtung der Illusion.«

*Aleister Crowley*

## PROLOG: FRAU ERBLICH UND DIE HALLE AM BERGHAIN

Am Anfang muss ich von einem Abschied erzählen, denn ich habe ein gespaltenes Verhältnis zu Abschieden. Zum einen mag ich sie, weil ihnen etwas Melancholisches innewohnt, und ich liebe die Melancholie. Auf der anderen Seite schmerzen sie mich, weil sie Auseinandergehen bedeuten. Weil man sich trennen muss von einer Person oder einer Situation, die man mag oder die man im Herzen trägt. Manchmal machen mich solche Situationen zynisch, weil die schöne und die hässliche Seite des Abschiedes dann in mir miteinander ringen. »Abschiedig« ist ein typisches Marquardt-Wort, die Leute um mich herum kennen es schon. Wann immer mir ein Abschied bevorsteht, versuche ich mir die drei lateinischen Worte vorzustellen, die an der Eingangstür meines Lieblingstätowierers in Berlin-Mitte prangen: *principio respice finem* – Bedenke am Anfang das Ende.

Es war im Spätsommer 2009, als ich in der Halle am Berghain die Serie »Angesicht« fotografierte. Die Halle ist fast schon so etwas wie mein Atelier, seit vielen Jahren der Set für meine Shootings. Ihre Rauheit und Härte, ihr Industriecharme und ihre Unvollkommenheit sind die optimale

Kulisse für meine Bilder. Die Halle war vor Jahrzehnten Teil des Heizkraftwerkes, aus dem das Berghain hervorging. Von dort aus wurde das Viertel rund um die Stalinallee mit Wärme versorgt.

Ich werde nie vergessen, wie es war, als ich sie vor elf Jahren das erste Mal betrat. Es kam mir vor, als wenn ich schon einmal dort gewesen wäre, in meinen Träumen. Ich dachte an »Metropolis«, an Fritz Lang, es war einsam und wehmütig – einfach wunderschön. An die Westseite der Halle hatte jemand ein riesiges Pentagramm gemalt, ich fühlte mich sofort zu Hause. So sieht das Berlin aus, das ich liebe und das aussterben droht – unsaniert, morbide, belassen.

Zwischendurch trug die Halle den Namen »Kubus« und sollte zu einem Veranstaltungsort umgebaut werden, aber das wurde wieder und wieder verschoben. Heute ist sie einfach wieder die »Halle am Berghain«, ich konnte bleiben, daran hat sich bis heute nichts geändert. Manchmal muss ich das Feld räumen für das Staatsballett oder die Fashion Week, aber dann kann ich wieder zurückkehren zwischen die Mauern, in denen in den letzten Jahren unzählige meiner Fotos entstanden sind.

Für Arbeiten zu »Angesicht« liehen mein Team und ich uns einen Bentley, silbergrau und total sexy. Er kam mit tausend Auflagen, wie wir ihn zu behandeln hätten. Ich ließ ganz verschiedene Typen in diesen Bentley einsteigen, Junge und Alte, Verliebte, Verlassene, Menschen, die mir täglich im Alltag und in der Nacht begegnen, Familien, Kickboxer, ein bisschen Rotlicht. Zu allen setzte ich einen Mann mit Maske – die Versinnbildlichung des Teufels oder des Schicksals.

Für dieses Shooting hatte ich auch mein ältestes Model gebucht, sie war schon in ihren Siebzigern – Frau Erblisch.



Shooting in der Halle am Berghain, 2009.

Frau Erblich sollte neben einem jungen Mann einsteigen, der eine verfloessene Liebe darstellte. Insgesamt drei-, viermal hatte ich bereits mit ihr gearbeitet, gefunden hatte ich sie gemeinsam mit Viron, einem Kollegen von der Berghaintür, der für diese Produktion das Artwork übernahm.

Viron hatte gerade sein Modestudium in Antwerpen abgebrochen, weil ihm der allgegenwärtige Leistungsdruck ein Gefühl von Unfreiheit gab. Er konnte bereits unzählige Diplome vorweisen, der Titel seiner Abschlussarbeit im Fach Modedesign trug den Titel »Mutti hat heut' etwas Schwarzes an« – eine Strickkollektion. Er fragte mich, ob ich Lust hätte zu fotografieren, es war unsere erste Zusammenarbeit. Für die Rolle der Mutti suchten wir eine ältere Dame, die als Alleinstellungsmerkmal in dieser Fotoreihe eine Kittelschürze zwischen all den Models mit Strickklamotten tragen würde.

Weil wir in unserem Umfeld niemanden fanden, traten wir an Agenturen heran, schauten uns verschiedene Porträts an, und als wir Frau Erblich sahen, wussten wir, die ist es. Camilla Erblich. Allein ihr Name. Großartig.

Camilla Erblich kam aus Berlin-Buckow, war total fit und auf den ersten Blick ein bisschen unscheinbar. Auf den zweiten aber schon gar nicht mehr. Ihre langen grauen Haare fielen ihr den gesamten Rücken herunter, meist aber waren sie zu einem ordentlichen Knoten zusammengesteckt. Sobald man diesen löste und sie die erste Schminke im Gesicht hatte, begann jedes Mal eine wundersame Verwandlung mit ihr.

Ich habe Frau Erblich auch für ein Plattencover des Berg-hain-DJ Len Faki fotografiert, dafür trug sie eine Levi's-Vintage-Jeans und eine Westernbluse mit Rüschen und Glitzer – eine Spitzenkombination. Auch da waren ihre Haare offen und eingedreht, und sie trug angeklebte Wimpern. Sie sah phänomenal aus – ihre Falten, das gepuderte Gesicht. Ich war sehr angetan von so viel Würde.

Frau Erblich saß immer brav am Set, wartete auf ihren Einsatz und beobachtete das Geschehen haargenau. Sie war neugierig, offen und zurückhaltend zugleich. Ich hatte anfangs das Gefühl, ich müsste sie öfter mal fragen, ob ihr alles recht sei oder sie etwas haben wolle, aber sie sagte immer nur: »Alles gut!« Damit ließ ich sie dann auch in Ruhe. Ich glaube, dass sie zwischen uns Jüngeren nicht die alte Dame mit der Sonderbehandlung sein wollte.

Von ihrem Leben habe ich nicht viel erfahren, zum einen, weil ich nicht so der Ausfrager bin, zum anderen, weil sie sich selbst zurückhielt damit. Eine Zeitlang war sie wohl am Deutschen Theater, aber ich kann nicht sagen, als was. Insgesamt erweckte sie den Eindruck, als hätte sie ein spannen-

des und emanzipiertes Leben geführt. Ob es da eine Familie gab – keine Ahnung, Katzen auf jeden Fall. Mit dem Modeljob besserte sie ihre kleine Rente auf.

Bevor sie zum Set kam, haben wir immer telefoniert, ob sie etwas mitbringen kann: Accessoires, ein Kostüm oder Hackenschuhe. Manchmal, wenn sie schon zurechtgemacht war, kamen Sätze von ihr, dass sie sich freue, so viel Aufmerksamkeit zu bekommen. Im normalen Leben sei das nicht so. Durch das Abschminken und durch das Stecken ihres Knotens nach der Arbeit bekam sie wieder etwas Unscheinbares, aber das Interessante in ihrem Gesicht, das blieb, das war nicht angepinselt.

Auch für die Serie »Angesicht« telefonierten wir im Vorfeld, was sie mitbringen könnte aus ihrem privaten Fundus. Und dann gab es da plötzlich diesen seltsamen Moment. Wir verabschiedeten uns, legten den Hörer auf, und fünf Minuten später rief sie mich noch einmal an und fragte: »Herr Marquardt, soll ich Hackenschuhe einpacken?«

»Aber Frau Erblich«, sagte ich, »das haben wir doch gerade besprochen.«

Der Tag, an dem es losgehen sollte, war sonnig, und als Frau Erblich bei uns ankam, sah sie verärgert aus. Ich fragte, was los sei, sie meinte, sie hätte den Weg vom Ostbahnhof zur Halle am Berghain nicht gefunden und deswegen anderthalb Stunden gebraucht. Dazu muss man sagen, dass es lediglich sieben Fußminuten bis dahin sind und sie diesen Weg eigentlich kannte.

Sie erschien mir auch abwesender als sonst. Bevor sie sich die Haare und das Make-up machen ließ, saß sie noch draußen, und es war immer noch dieser Zorn in ihrem Gesicht. Sie sagte dann auch, dass der Mauervorsprung da oben am Haus das letzte Mal noch nicht da gewesen sei. Aber das

stimmte nicht. An dem Haus war seit Jahrzehnten nichts gemacht worden.

Ich habe diesen Augenblick nicht gleich deuten können. Beim Fotografieren dann waren mir aber ab einem bestimmten Punkt die Erinnerungen an meine Großmutter und Mutter so gegenwärtig, dass es mir kurz die Kehle zuschnürte. Ein trauriger, schmerzhafter Augenblick von schönen und traurigen Erinnerungen an Vergänglichkeit. Wie Frau Erblisch so dastand, so fragil und verletzlich, das rührte mich, und ich musste kurz die Kamera weglegen.

Mit diesem Vergessen, das einen im Alter erfasst, habe ich mich erst später beschäftigt. Dabei kamen mir Gedanken wie dieser, dass es vielleicht ganz schön ist, auf diese Art und Weise aus dem Leben zu gehen, in dem man die Dinge Stück für Stück verliert. Andererseits bringt es auch Verzweiflung und Angst mit sich, Orte und Menschen nicht mehr wiederzuerkennen.

Von diesem Tag an habe ich mich nicht mehr getraut, Camilla Erblisch anzurufen. Ich hatte Angst, dass sie nicht mehr weiß, wer ich bin. Diesen Augenblick auszuhalten, dafür fehlte mir die Courage, die Hilflosigkeit war stärker. Und die Situation – abschiedig.

## HELDEN IN EINER VERFALLENDEN STADT

Silvester 1983: Robert und ich brechen zu einem unserer Alleingänge auf. Es ist kalt, es ist dunkel, wir sind glücklich. Wir stiefeln durch den dunklen Prenzlauer Berg zum alten Gasometer im Thälmannpark, in einem Beutel ein paar Kerzen und zwei Flaschen Weißwein, Grauer Mönch.

Der Gasometer, ein stillgelegtes Gaswerk, ist eine Ruine mit einer riesigen Kuppel und eigentlich gesperrt, aber Verbotsschilder haben uns noch nie aufgehalten. Schon oft waren wir hier, sind herumgestromert, haben Fotos gemacht und uns gefühlt wie Abenteurer.

Wir sind Anfang zwanzig und beide Fotografen. Wir kennen uns erst ein Jahr, aber dieses eine wiegt wie hundert. In dem sind wir zu Seelenkameraden geworden. Wir sind Punks, wir sind schwul, wir gehen keiner geregelten Arbeit nach. Wir sehnen uns nach Liebe, nach Anerkennung und Selbstverwirklichung. Wir sind auf einer Fahrt, von der wir nicht wissen, wohin sie gehen wird. Und wir leben in einem Staat, dem Leute wie wir nicht schmecken, der Leute wie uns weghaben will. Der seinen Bürgern vorschreibt, wie sie leben, wen sie lieben und was sie denken sollen. Dem setzen

wir entgegen: Anarchie, Rausch und Verweigerung. Nächtlang treiben wir uns in Kneipen herum, und wenn uns das Geld ausgeht, trinken wir die zurückgelassenen Weinreste der anderen aus.

Robert kennt sich am Gasometer bestens aus, er weiß, welche Aufgänge verschweißt sind, wo wir hineinschlüpfen können. Er hat mir die alte, zerfallende Industrie-Schönheit auch das erste Mal gezeigt.

Auch an diesem Abend steigen wir die Wendeltreppe hinauf, auch dieses Mal scheuchen wir dabei einen Riesenschwarm Tauben auf, der laut dröhnend davonflattert. Um zwölf fallen wir uns in die Arme und leeren den Grauen Mönch. Über uns der Nachthimmel, in dem ein paar müde Silvesterknaller zerplatzen, unter uns die Stadt, in der wir leben und die geteilt ist. Aber das wird uns erst ein paar Jahre später richtig aufstoßen, gerade leben wir das Leben, das wir wollen. In unserem Prenzlauer Berg, den wir nie »Prenzlberg« genannt hätten, weil das viel zu niedlich klingt. Seine Vorderhäuser und Hinterhöfe sind unser Revier. Und es ist uns egal, dass dieses Revier verfällt und morbide ist. Wir sind stolz, in Wohnungen zu leben, die andere nicht wollen, weil sie ihnen zu kaputt sind. Oder weil sie die Schönheit einer angegangenen Bleibe mit Stuck und Dielen nicht erkennen. Denn der durchschnittliche DDR-Bürger träumt davon, mit Zentralheizung und fließend Warmwasser in irgendeinem beliebigen Plattenbauviertel im Zentrum oder am Rande der Stadt zu leben. In Vorzeige- und Bonzenvierteln, mit denen wir nichts am Hut haben und die nichts mit uns. »Wir« – das sind Theater- und Filmleute, Maler, Bildhauer, Schwule und Lesben. Auch Trinker und Assis. Wir mögen Außenseiter – wir sind selber welche. Natürlich gibt es auch Rentner und Arbeiter, die schon vor dem Mauerbau



Kopenhagener von hinten, 1982.



Linienstraße, 1988.